

Europa zur Zeit der Burgunderkriege

Autor(en): **Pfaff, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **60 (1976)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-339399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EUROPA ZUR ZEIT DER BURGUNDERKRIEGE

CARL PFAFF

Das Spätmittelalter ist à la mode, hat vor kurzem ein französischer Historiker bemerkt, und führt die ins Ungemessene steigende Zahl von Doktorthesen über Themen des 14. und 15. Jahrhunderts als untrüglichen Gradmesser dieser Mode an¹. Warum dieser Trend? Vor allem scheint ein Motiv ins Gewicht zu fallen: die Auffassung des Spätmittelalters als *Krisenzeit*. Die Idee ist nicht neu – František Graus hat ihre ins 19. Jahrhundert hinabreichende Geschichte nachgezeichnet². Aber es sind ohne Zweifel die Erschütterungen des Ersten Weltkrieges, die Weltwirtschaftskrise und die Tragödie des Zweiten Weltkrieges gewesen, die den Erfahrungshorizont jener Historiker bildeten, die nach 1945 die Krisentheorie zur fast allbeherrschenden in Wertung und Deutung des ausgehenden Mittelalters erhoben haben. Angesichts des Zusammenbruchs der eigenen Welt überzeugte die optimistische Geschichtsschau der Väter nicht mehr, die Unzulänglichkeit überkommener Wertmaßstäbe und Überzeugungen trat unverhüllt zutage. Das Interesse an den Höhepunkten der Geschichte erlahmte; das Klassische wurde als fremd empfunden. Dagegen galt das Bemühen der Ergründung oder der Beschreibung von Rückfällen und Katastrophen, von Krisen und Depressionen, namentlich in Wirtschaft und Gesellschaft.

¹ JEAN GLÉNISSON, in: *Textes et documents d'histoire du Moyen-Age, XIVe-XVe siècles, Regards sur l'histoire 14*, Paris 1970, p. xvii.

² FRANTIŠEK GRAUS, *Das Spätmittelalter als Krisenzeit. Ein Literaturbericht als Zwischenbilanz, Mediaevalia Bohemica, Supplementum 1* (1969), p. 8; DERS., *Vom «Schwarzen Tod» zur Reformation. Der Krisencharakter des europäischen Spätmittelalters, Historische Zeitschrift, Beiheft NF 4* (1975), p. 10–30.

Die Grundvorstellung ist dabei folgende: Zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert hatte das Abendland einen beispiellosen Aufschwung erlebt. Verdoppelung, bis Verzehnfachung der Bewohnerzahl, Landesausbau und Kolonisation, Aufstieg der Stadt, die Universität, die theologische Summa, die gotische Kathedrale – das sind einige der großen Leistungen der Zeit. Über diese unaufhaltsam expandierende Christenheit brach nun nach den einen schon am Ende des 13., nach den andern im Verlauf des 14. Jahrhunderts die Krise oder eine Reihe von Krisen herein. Mißernten, Hungersnöte, Teuerungen jagten sich, die manche mit einer Verschlechterung des Klimas in Zusammenhang bringen. Monetäre Krisen infolge des Mißverhältnisses zwischen Gold- und Silberwährung, Münzverschlechterungen drückten die Völker. Kriege und Fehden lähmten die Initiative von Generationen, und zu allem suchte der Schwarze Tod seit 1348/49 in mehreren Wellen den durch diese Plagen schon physisch und psychisch geschwächten Kontinent heim.

Die Bevölkerungszahl Europas fiel mindestens um ein Fünftel, vielleicht um ein Drittel zurück. Manche Städte verloren die Hälfte und mehr ihrer Einwohner. Nicht nur eigentliche Fehlsiedlungen, auch fruchtbares Land wurde verlassen. Dörfer und kleinere Städte gingen massenweise ab. Wüstungen in noch nie gekanntem Ausmaß breiteten sich aus. Die sinkende Bevölkerungszahl verringerte die Nachfrage nach Getreide, dem Hauptprodukt der Agrarwirtschaft, in der drei- viertel bis neunzehntel aller Menschen lebte. Indessen hatten Sterblichkeit und Landflucht einen Arbeitskräftemangel zur Folge, der die Löhne emportrieb; verhältnismäßig hoch blieben dagegen die Preise für Rohmaterialien und gewerbliche Produkte. Daraus resultierte eine Preisschere, die sich langfristig zuungunsten des primären Sektors ausgewirkt hat.

Hohe Investitionskosten und Löhne, dazu die Münzverschlechterungen, die den Realwert fester Zinsen bedenklich verringerten, Landflucht und sinkende Leistungsfähigkeit der Bauern versetzte vor allem die kleineren Grundherren in eine mißliche ökonomische Lage, die zudem in eklatantem Widerspruch zu ihrem üppigen Lebensaufwand stand. Die adeligen Herren sahen sich genötigt, durch Kredite zu hohen Zinsen ihren Bedarf zu decken, oder ihre Rechte und Besitzungen an reichgewordene Bürger, auch an Bauerngemeinden abzutreten. Ganze Grundherrschaften lösten sich auf, andere verhärteten sich gleichsam, je nach den sozialen, wirtschaftlichen und politischen

Voraussetzungen. Bauern rotteteten sich zu Mordbrennerbanden zusammen, vielerorts verwandelten sich nicht bloß pauperisierte Adelige in Strauchritter. Das kann nur bedeuten, daß Wehrstand und Nährstand in eine ökonomische wie auch in eine psychologische, moralische Krisis geraten waren.

Rückwärtsgewandt hing der Adel dem Ideal des agonalen Herrentums an, merkte oft nicht früh genug, daß die Zeit ein ganz anderes wirtschaftliches Denken, die militärische Technik einen neuen Typus des Kriegers und die sich straffende Staatsgewalt einen juristisch gebildeten Diener erforderten.

Viele Bauern litten so nicht nur unter Kriegen, Fehden, Seuchen, sondern unter den Versuchen von Herren und Fürsten, sie die Folgen der Krise tragen zu lassen, oder sie empfanden neue Steuern und eine neue Schollengebundenheit zur Verhinderung der Landflucht als großes Unrecht. Darum erhoben sie sich spontan, da und dort, zuweilen voller Haß gegen Juden, Adel, hohen Klerus, oft erfüllt von chiliastischen Hoffnungen, meistens aber rasch ihrer adeligen, bürgerlichen oder geistlichen Führer beraubt. Die gute alte Zeit wollten sie wieder herstellen, den Zustand ohne unerbittlich fordernde Herren, parteiische Richter und peinlich genau kontrollierende Beamte. Sie stürmten die Archive, warfen Abgabenverzeichnisse und Steuerlisten ins Feuer, um die Instrumente einer schwer lastenden Fiskalität los zu werden. Dauernden Erfolg hatten dabei nur die Eidgenossen, sonst sahen sich die Bauern fast überall für Jahrhunderte zur politischen Unmündigkeit verurteilt, und ihre Arbeit blieb anscheinend im ganzen Mittelalter unterbewertet³.

All das ist gemeint, wenn von demographischer Krise, von Agrarkrise, von Krise der Grundherrschaft, eines Fundaments der mittelalterlichen Welt, die Rede ist. Nichts lag näher, als den Krisenbegriff auf immer weitere Gebiete auszudehnen, auf die Kirche im Hinblick auf Ketzertum, Konziliarismus und Verweltlichung, auf das Reich seit dem Interregnum, auf den Lehensstaat, auf das geistige Leben und die psychologische Verfassung. Und selbstverständlich geriet man ins ideologische Fahrwasser in der Diskussion um Krise oder Ende des Feudalismus und Beginn des Kapitalismus.

Seit langem schon, vermehrt aber in jüngster Zeit, werden gegen

³ WILHELM ABEL, in: Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Stuttgart 1971, p. 331.

diese mehr oder minder pauschale Charakterisierung des Spätmittelalters als Krisenzeit Bedenken angemeldet ⁴. Einmal befreit von einem auf Reformation, Kapitalismus oder Absolutismus hin fixierten historischen Entwicklungsschema, läßt das Zeitalter seine ihm eigenen Werte erkennen: Das Urteil über die Spätscholastik, zum Beispiel, fällt heute weit günstiger aus. Wir wissen, wie eng Humanisten und Reformatoren trotz ihrem beißenden Spott scholastischen Traditionen verpflichtet waren. Wir schätzen die geistigen und spirituellen Potenzen in den Reformbewegungen und in der Volksfrömmigkeit höher ein. Selbst Herrschergestalten wie Wenzel oder Friedrich III. erfahren eine gerechte Würdigung. – Vor allem aber stellt sich die Frage, ob auch Gewerbe und Handel eine Krise durchgemacht haben, und wie diese sich zur Agrarkrise verhalte. Umstritten sind noch immer die Gründe der Krisen. Monokausale Erklärungen, z. B. Pesttheorie, monetäre Theorie, werden zwar selten vertreten, aber die Gewichtung der einzelnen Faktoren ist noch nicht entschieden. Wie läßt sich übrigens eine vor allem als ökonomische taxierte Krise aus den Zeugnissen der Zeit erfassen? Nur wenige erzählende Quellen, namentlich aus Italien, wagen mit Zahlen auf, die kritischer Prüfung einigermaßen standhalten. Viele berichten zwar eindrücklich von Katastrophen – wer kennt nicht den Eingang des Decamerone –, geistliche Verfasser aber tun das gerne mit moralisierender Tendenz, in der Attitude des Bußpredigers, dessen Urteil wohl eher als Beleg der «histoire immobile» einzuschätzen ist. Aus agrarischem Milieu stammende Dokumente dramatisieren die Verhältnisse nicht selten in der Absicht, mangelnden Leistungswillen zu bemänteln. Quantitativ auswertbare Akten sind keineswegs überall in solcher Dichte überliefert wie aus England und Italien. Fast immer klaffen bedenkliche Lücken. Produktionsziffern, Preisreihen und Lohnkurven, die für eine zulängliche Einschätzung der ökonomischen Entwicklung unerlässlich wären, können oftmals nur in methodisch fragwürdiger, nicht selten trügerischer oder inkohärenter Weise gegeben werden. Allein schon die von fast allen Historikern als fundamental erachtete demographische Krise stößt bei ihrer Quantifizierung bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Volkszählungen wurden an den wenigsten Orten und niemals in regelmäßigen Abständen vorgenommen, in Kopfsteuerverzeichnissen fehlen die wichtigen kleinen Kinder. Andere

⁴ FRANTIŠEK GRAUS, Das Spätmittelalter als Krisenzeit, p. 15.

Steuerverzeichnisse sind als Zählungen von Herden und Häusern überliefert. Doch welchen Multiplikator soll man anwenden, wenn Größe und Aufbau der Familien wie die Bewohnerzahl der Häuser nach Landschaften und sozialen Schichten beträchtlich schwanken? Für die Landbevölkerung ist man – mit Ausnahmen – ohnehin auf Schätzungen angewiesen ⁵.

Jüngere Monographien bestätigen immer aufs neue bedeutende regionale und zeitliche Unterschiede in der Krisenanfälligkeit und Krisendauer. Am härtesten betroffen wurden offensichtlich die fortgeschrittensten Gebiete in Frankreich und Italien. Für England dagegen lehnten einzelne Forscher die Anwendung des Krisenbegriffs überhaupt ab. Gegenwärtig wird es darum immer schwieriger, ein allgemeines, die Gesamtentwicklung Europas umfassendes Urteil zu fällen. In zunehmendem Maß erscheint der Begriff der Krise als zu vage, inhaltsleer, zu undifferenziert. Dies zumal dann, wenn der zweite und dritte Sektor in die Betrachtung einbezogen werden. Da fielen wohl bestimmte Gegenden und Städte im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts zurück, dafür stiegen andere auf. England und Brabant folgten Flandern in der Tuchproduktion, Antwerpen ersetzte Brügge, Florenz Pistoia und Siena als Handels- und Bankplatz, Lyon Genf, Nördlingen Frankfurt als Messeorte. Bestimmte Wirtschaftszweige machten andern Platz, so der Getreidebau der Viehzucht oder Spezialkulturen. Eine ständige Verlagerung fand statt, nicht unbedingt auch ein Produktions- und Konsumrückgang im ganzen. Treffend spricht darum Robert-Henri Bautier von einer «*compensation permanente*» ⁶.

Wenn man dies alles bedenkt, wird man vielleicht nur in bezug auf die Agrarwirtschaft, genauer in bezug auf die Getreideproduktion, von einer depressiven Krise sprechen können; für den sekundären und tertiären Sektor dagegen eher von partiellen Strukturkrisen, obwohl dann zu bedenken ist, daß man mit dem Strukturbegriff gleichsam eine nicht unbedingt erhellende magische Chiffre einführt. Und gewiß wird man in der zeitlichen Fixierung der Krise sehr vorsichtig sein. In Italien und auf der iberischen Halbinsel trat schon bald nach

⁵ Cf. dazu z. B. die Bemerkungen von JACQUES HEERS, *L'Occident aux XIVe et XVe siècles. Aspects économiques et sociaux*, Nouvelle Clio 23, Paris 1970, p. 281 ss.

⁶ ROBERT-HENRI BAUTIER, in: *Civilisations, peuples et mondes*, t. 3: *Le Moyen-Age*, Paris 1966, p. 328.

1400, in Frankreich um die Mitte, in Deutschland, besonders im Osten, erst im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ein Wandel ein, in dem sich im wesentlichen ältere, ins 13. Jahrhundert zurückreichende Kräfte und Tendenzen von neuem verstärkten, wieder hervortraten, sich strafften und profilierten, ohne daß dadurch zeitweilige schwere Rückschläge vermieden worden wären.

Die Bevölkerungsziffer stieg allgemein wieder an bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Sterblichkeit nahm ab, die Kinderzahl zu. Das so schwer heimgesuchte Frankreich kann am Ende des 15. Jahrhunderts als das Land mit der größten Bevölkerungsdichte Europas gelten. Verödete Orte und ganze Landschaften wurden durch eine von Grundherren und Fürsten geförderte Immigration wieder besiedelt und kultiviert. Fruchtbare Landstriche, wie das Pariser Becken, das untere Rhonetal, die toskanische Ebene, zogen ganze Sippen und Familien aus überfüllten oder armen Gegenden an. Das Siedeln auf dem Lande wurde wieder attraktiver. Steuererleichterungen steigerten die Investitionen, bisweilen wurde Siedlern Land und ein Startkapital an Saatgut und Geld zur Verfügung gestellt. Bei der Reaktivierung der Landwirtschaft wirkten teils die alten Grundbesitzer, teils kapitalkräftige Bürger und Beamte als treibende Kraft. Besonders in der Umgebung von Städten erwarben sie Güter und Rechte. Sie erhöhten die Erträge, die Erlöspreise für landwirtschaftliche Produkte wie die Bodenpreise nicht zuletzt dank dem durch sie auf die Agrarwirtschaft übertragenen rationalen Denken und bürgerlichen Profitstreben. Der Getreidebau rentierte wieder – mindestens in einzelnen Landschaften, in Süditalien, in Ostelbien, und doch ging der für das Spätmittelalter so typische enorme Fleischkonsum nicht zurück. Viehzucht oder Milchwirtschaft wurden in Skandinavien, Dänemark, in den Alpen wie in Süditalien und Sizilien zum gewinnbringenden Geschäft, während in Südengland und in Spanien im Interesse des Wollexportes oder der Tuchproduktion «das Schaf den Menschen fraß». Waren- und Geldhändler brachten sich in den Besitz der Bergwerke, beherrschten ganze Zonen des Anbaus von Handels- und Industriepflanzen wie ihre Verarbeitung im Verlagssystem. Mancherorts zwang bereits das in den Städten konzentrierte Kapital dem platten Land sein Gesetz auf.

Das verbindende, aktive Element bei der Verzahnung des ersten und zweiten Sektors mit dem dritten Sektor bildeten nicht die das mittel- und kleinbürgerliche Leben mit ihren immer engherzigeren Grup-

peninteressen, aber auch mit ihrer hochqualifizierten Handarbeit prägenden Zünfte. Dieses Element bildete viel mehr die von einem kapitalistischen Denken erfüllte, freilich sehr dünne Schicht von Großkaufleuten und Banquiers mit ihren weltweiten Beziehungen. Sie beschafften aus den entlegensten Gebieten die Rohstoffe, setzten die Fertigwaren an den europäischen, vorderasiatischen und nordafrikanischen Märkten ab. Das wiederum nötigte sie mehr denn je zur internationalen Marktverflechtung und zur Fortbildung eines europäischen Handelssystems mit all seinen Risiken.

Trotz des osmanischen Vorstoßes zog Venedig noch immer ungeheure Reichtümer aus dem Levantehandel in Spezereien und Baumwolle. In der Nord- und Ostsee führten zwar die hansischen Kaufleute einen harten Kampf mit englischen, holländischen, süddeutschen Konkurrenten. Der Getreideexport und der Stahlimport erschloß ihnen neue Gewinnchancen. Das Merkmal der Zeit liegt jedoch in dem unaufhaltsamen Aufstieg der iberischen Halbinsel mit Hilfe genuesischen und florentinischen Kapitals, in der weiteren Verlagerung der Großhandelsaktivität in das westliche Mittelmeerbecken und darüber hinaus in den Atlantik, was – zunächst kaum recht beachtet – die Portugiesen, dann die Spanier zu ihren Entdeckungsfahrten antrieb. Bis ans Ende des 15. Jahrhunderts verknüpfte der Seeweg den mittelmehrigen mit dem nordeuropäischen Fernhandel über Brügge, dann Antwerpen. Auf diesen Handelszügen schob sich der englische Kaufmann in den iberischen und mediterranen Markt ein, verhandelte der holländische Salz von der portugiesischen und französischen Atlantikküste. In Süddeutschland kreuzten sich die wichtigsten Einzelhandelsstraßen; die Reichsfreiheit mancher, auch sehr kleiner Städte begünstigte gewerbliche und kaufmännische Initiative in erstaunlichem Maß.

Noch setzte sich das Handelsgut zu einem Teil aus kostbaren Spezereien, Luxusgütern und Sklaven zusammen. Das Handelsvolumen nahm jedoch so stark zu, weil sich die Nachfrage vervielfachte nach Rohmaterialien für Gewerbe und Industrie – Baumwolle, Wolle, Alaun, Waid, Metalle, sowie nach relativ billigen Fertigwaren, wie Wolltuche, Barchent, Leinen. Endlich belebte den Markt die Versorgung der großen Verbraucherzentren, von Städten wie Paris, Mailand, Florenz, Neapel.

Als eigentlich trendbestimmend gilt aber für die letzten zwei, drei Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts die schnell aufblühende Montanpro-

duktion⁷. Im Erz-, Edel- und Buntmetallbau trieb man die Stollen stets tiefer. Die Produktionsziffern kletterten immer höher, um das Doppelte oder auch um das Zehn- bis Zwanzigfache gegen 1500.

Fernhandel und Exportgewerbe waren nicht zu denken ohne die in Italien perfektionierten kaufmännischen Techniken, ohne komplizierte, die stete Erfolgskontrolle ermöglichende Buchungssysteme, ohne das Handel und arbeitsteilige Industrie fördernde Kreditwesen, ohne die Schriftlichkeit des Geschäftsverkehrs, den der Großkaufmann meistens vom Kontor aus dirigierte, vom Hauptsitz der oft aus Familienmitgliedern zusammengesetzten Gesellschaften. Um die Konjunkturlage auch auf entfernten Märkten, die politischen Konstellationen sowie das, was man den «Weg des geringsten wirtschaftlichen Widerstandes»⁸ genannt hat, zu erkunden, entwickelten die Handelshäuser zwischen der Zentrale und ihrem weitgespannten Netz von Filialen ein rasch funktionierendes Nachrichtensystem. Ein venezianischer Eilbote schaffte den Weg nach Nürnberg in vier Tagen.

Das wachsende Handelsvolumen machte den Bau größerer oder schnellerer Schiffstypen nötig. Die arbeitsteilige Tuch- und Montanproduktion erforderte den vermehrten Einsatz technischer Hilfsmittel. Nach dem Aufbruch des Ingenieurwesens im 13. Jahrhundert konnte das ausgehende Mittelalter manche ältere Idee fortentwickeln und praktisch auswerten. Die «Kraft von Wind und Wasser betrieb nun Mühlen aller Art»⁹, wo immer es etwas zu rühren oder zu zerquetschen oder zu zerreiben gab. Die Kurbelwelle erlaubte die Umsetzung in regelmäßige Drehbewegung oder umgekehrt. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden die ersten Hochöfen in Betrieb gesetzt, Verfeinerungen in der Schmelztechnik bildeten die Voraussetzung zur Erfindung des Buchdrucks mit metallischen Lettern. Allerhand Meßinstrumente vermittelten ein exaktes Wissen und ermöglichten den Geographen und Astronomen die Zeichnung erstaunlich exakter See-, Land- und Himmelskarten. Räderuhren, in öffentlichem oder privatem Auftrag gebaut, unterwarfen den Alltag ihrem mechanisierten

⁷ CLEMENS BAUER, Wirtschaftsgeschichtliche Probleme des 13. Jahrhunderts, in: Die Welt zur Zeit des Konstanzer Konzils, Vorträge und Forschungen 9, Konstanz-Stuttgart 1965, p. 86.

⁸ FRIEDRICH LÜTGE, Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Berlin-Heidelberg-New-York 1966, p. 239.

⁹ LYNN WHITE jun., Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft, München 1968, p. 71 ss.

Zeitmaß. Lombardische, flandrische, deutsche Spezialisten erreichten im Geschützguß hohe Perfektion. Emsig entwickelte das bürgerliche Zeitalter seinen technischen Sinn.

Wirtschaft und Kapital, Kapital und Technik begegneten und durchdrangen sich in den entwickelten Stadtlandschaften zu einem schon sehr differenzierten Gefüge, das nicht ohne Wirkung auf die soziale Schichtung bleiben konnte. Reichtum war jedenfalls in der Stadt das Kriterium sozialer Geltung. Das Zeitalter war tüchtig, meint Hermann Heimpel¹⁰, und in der Tat konnte sich das alte Patriziat in den wirtschaftlich aktiven Zentren nicht derart nach unten abschließen, daß es dem zu Vermögen gekommenen, geschickten Handwerker den Aufstieg in die neue großbürgerlich-patrizische Schicht hätte verwehren können. Der Stammvater des Fuggerschen Hauses begann als Webermeister.

Nur der Vermögende erlangte politisches Gewicht, schon deshalb, weil er allein für die ehrenamtlichen Posten abkömmlich war. Auch in Zunftstädten saßen nur reiche Handwerker im Rat, wenn sich nicht gar Patrizier durch die Zünfte wählen ließen.

Zu wirklich bedeutenden Vermögen verhalfen nur Großhandel und Geldgeschäft. Naturgemäß konzentrierten sich daher die Reichtümer in der Hand weniger. Die Diskrepanz zwischen den Vermögen der Patrizier und Neureichen und dem Kapitalbesitz der Zunfthandwerker war gewaltig.

In jeder Stadt zählte ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung, vierzig, fünfzig, sechzig Prozent, zu den im steuertechnischen Sinne Armen, was zwar nicht heißen will, daß sie allesamt darben. Habenichtse hatten zunächst einmal nichts, was als steuerbar galt¹¹. Konjunkturelle Schwankungen verurteilten sie jedoch leicht, zu der zahlenmäßig kaum bestimmbaren, in größeren Städten immer breiten Schicht der im sozialen Sinne Armen abzusinken. Neben dem städtischen Rat trug gewiß wie seit je die kirchliche Caritas die Hauptlast der Armenfürsorge. Ungezählte fromme Stiftungen kamen Armen-

¹⁰ HERMANN HEIMPEL, Das deutsche fünfzehnte Jahrhundert in Krise und Beharrung, in: Die Welt zur Zeit des Konstanzer Konzils, wie Anm. 7, p. 14.

¹¹ ERICH MASCHKE, Die Unterschichten der mittelalterlichen Städte Deutschlands, in: Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 41; wieder abgedruckt in: CARL HAASE (Hg.), Die Stadt des Mittelalters, Bd. 3, Darmstadt 1973, p. 369 ss.

spitälern und Elendenherbergen zugute. Viele Bedürftige – darunter viele alleinstehende Frauen – hausten aber auch in Kellern, in Gewölben unter den Kirchen oder in Hütten. In manchen Städten gingen die Armenspeisungen an gewissen Tagen in die Hunderte, ja Tausende. Als Gegengabe für das empfangene Almosen galt das Gott wohlgefällige Gebet des Armen für den Spender. So kam den Armen im sozialen Gefüge der Zeit durchaus eine Funktion zu, die seine Präsenz nicht nur im bäuerlichen, sondern auch im städtischen Milieu selbstverständlich machte.

Nicht integriert, gemieden und gefürchtet, blieben die vagierenden Elenden, Asoziale, Aussätzige, verkommene Söldner, die sich oft zu Hunderten vor Stadttoren und Klosterpforten drängten, dann die unbekanntere Zahl der Waldmensen, die verachteten Köhler, und endlich die schillernde Schicht von Menschen, die meistens auch materiell arm waren, aber durch die Ausübung eines tabuisierten Berufs als Standeslose von der Gesellschaft ausgeschlossen waren. Ich meine die unehrlichen Leute: Scharfrichter, Henker und Schergen, Büttel, Nachtwächter, Totengräber, Abdecker und Schäfer, Müller und Leineweber, Gaukler und Spielleute, Bader, Barbieri und Freudenmädchen¹².

Gewiß förderte das frühkapitalistische Wirtschaftssystem in Gewerben und Industrien mit hohen Kosten für Rohmaterial und Arbeitsinstrumente eine Trennung von Kapital und Arbeit, und damit jedenfalls in Tuchproduktionsgebieten oder im Bergbau die Bildung einer breiten proletarischen Unterschicht. Zu ihr zählten aber auch Lehrlinge, Handwerksgesellen, Studenten, niedere Kleriker, ledige Frauen, kurzum: die Unterschicht der spätmittelalterlichen Stadt setzte sich aus so verschiedenen Elementen zusammen, daß sich kaum so etwas gebildet hat, was man als gemeinsames proletarisches Klassenbewußtsein, wenn möglich gar mit einer gemeinsamen politischen Zielsetzung, bezeichnen könnte¹³. Trotz obrigkeitlicher Kleider- und Luxusverbote traten die sozialen Unterschiede kraß zutage, entluden sich zuweilen gewaltsam; sie zu überwinden, lag jedoch außerhalb der Möglichkeiten der Zeit.

Die spätmittelalterliche Gesellschaft blieb hierarchisch gestuft, ständisch geschichtet. – Ohne Zweifel hatte der Adel in der «crise sei-

¹² WERNER DANCKERT, *Unehrlliche Leute. Die verfehmtten Berufe*, Bern 1963.

¹³ FRANTIŠEK GRAUS, *Au bas moyen âge: pauvres des villes et pauvres des campagnes*, *Annales E. S. C.* 16 (1961), p. 1053–1065.

gneuriale» einen Autoritätsverlust hinnehmen müssen, manche adelige Familie starb im 15. Jahrhundert aus, andere verbauerten, im ganzen vermochte der Adel doch viele seiner Privilegien zu halten. Er dominierte die Ständeversammlungen, besetzte vorzugsweise die Führungsstellen im Heer – und in Deutschland fast alle hohen Kirchenämter. Die polnischen, ungarischen, böhmischen Magnaten legten die Grundlagen ihrer künftigen Macht. Der deutsche Hochadel setzte den Ausbau seiner Landesherrschaft fort, die nach wie vor z. T. lehensrechtlich durch den König legitimiert wurde. Die größten Vorteile aus der Reconquista zogen die spanischen Edelherren. Die Könige von Frankreich mußten die Existenz einiger Lehensfürstentümer noch immer hinnehmen und Apanagen ausgeben. Von einer Adelsverschwörung, der «Ligue du bien publique», drohte Ludwig XI. zeitweilig die größte Gefahr. Noch 1470 erschütterten die auf ihre Rechte pochenden Zwingherren den bernischen Stadtstaat. Bezeichnend für die Mentalität dieser Herrschaften war ihr Verhalten in der Kleiderfrage. Entgegen dem Verbot des Rates stolzierten die Herren in Schnabelschuhen, die Damen in langen Schleppen ins Münster. Zur Rechtfertigung ihres herausfordernden Tuns beriefen sie sich auf die göttliche Stiftung ihres Standes, auf ihr angeborenes Vorrecht, das ihnen weder Kaiser noch Papst nehmen könne, da es über alle Satzungen erhaben sei¹⁴. Besitz von Schlössern, Turnierfähigkeit, Ritterschlag, klingende Titel gehörten zu den Statussymbolen, auf die bald kein Patrizier verzichten wollte. Der Rittergedanke nahm in den zeitgenössischen Ritterorden spielerisch-unernste Formen an, und doch hatte das chevalereske Tugendsystem noch seine tiefe Wirkung, nicht nur auf einen Karl den Kühnen, sondern auch auf das urbane Menschenideal der Renaissance.

Quer über alle Schichten der Gesellschaft lagerte sich die römische Kirche. Noch umfaßte sie alle Stände und gab allen Lebensordnungen ihren Sinn. Noch erreichte sie jeden mit ihrem Segen, und wen sie wollte, mit ihrem Fluch. Ketzerische Bewegungen waren im Abklingen, die Hussiten geschlagen und zersprengt; ein Wirrkopf wie der 1476 hingerichtete Pfeiffer von Niklaushausen nicht mehr ganz ernst zu nehmen. Wohl ergoß sich ein breiter Strom des Profanen aus humanistischen und antiken Quellen über die gebildete Laienwelt und die Hierarchie; die «heidnische Renaissance» hat sich indessen

¹⁴ RICHARD FELLER, Geschichte Berns, Bd. 1, Bern 1946, p. 349 s.

als ein Trugbild des 19. Jahrhunderts erwiesen. Paganes manifestierte sich eher im populären Hexenwahn und grobschlächtigen Aberglauben. Eine bald oberflächliche, bald gequälte, bald auch tief innige Religiosität erfüllte die Gemüter, der jedoch gerne ein Zug ins Private, ja Egozentrische anhaftete.

Aber nun welche Spannweite bei den Kirchenvertretern selbst: zwischen proletarisierten Meßpfaffen und gefürsteten Prälaten, zwischen den Bettelmönchen selber – die einen provozierend ungebildet, die andern hochgelehrt – zwischen dem eifervollen Bußprediger und dem intriganten Kurialen, zwischen dem in der Caritas sich verzehrenden Tertiaren und dem liederlichen Stiftsfräulein! Von den Päpsten der Zeit, meint Jacob Burckhardt, nehme sich Pius II. im Vergleich zu seinen Nachfolgern wie ein halber Heiliger aus¹⁵. Verwicklung in die Händel der Welt, ein Ärgernis erregendes Finanzgebahren, ein versteinertes Rechtsdenken verschlossen dem größten Teil der Hierarchie die Augen vor den Nöten und Warnsignalen der Zeit. Mit ihrer eigenen Jurisdiktion, ihrem besonderen Verwaltungsapparat lebte die Kirche noch in übernationalen Zusammenhängen und genoß trotz in Konkordaten sanktionierten staatskirchlichen Tendenzen noch große Privilegien, die sie zumal in Deutschland den Adelspröblingen und nur zögernd den Bürgersöhnen vorbehielt. Dennoch war auch die radikale Gegenposition innerkirchlich möglich, am meisten vielleicht verkörpert in Niklaus von Flüe; und man kann nicht sagen, die Zeit hätte das von ihm gesetzte Zeichen überhaupt nicht begriffen.

Mit diesen Größen, mit Bürgertum und Geldaristokratie, mit dem Adel und der Kirche hatten sich die Fürsten auseinanderzusetzen, als sie sich daran machten, die Staatsgewalt – statt feudalrechtlich abzustufen – in ihrer Hand zu konzentrieren, als sie die Souveränität erstrebten und versuchten, sich den gemeinen Untertanen als Hauptstütze der zentralen Staatsgewalt gegenüberzustellen. In schwierigen Zeiten hatten sich hohe Geistlichkeit, Adel und Bürgertum in Ständeversammlungen formiert und zumal die Erhebung neuer Steuern oder Münzmanipulationen von ihrer Zustimmung abhängig gemacht. In einem gewissen Grad repräsentierten sie Land und Volk gegenüber dem Herrscher. Die zur Moderne hinführende entwickelte Staatlichkeit ist aber nicht ihr Werk, sondern jenes der Monarchen, in

¹⁵ JACOB BURCKHARDT, Die Kultur der Renaissance in Italien, Gesammelte Werke, Bd. 3, Basel-Stuttgart 1970, p. 203.

Deutschland der Territorialfürsten, und sie ist gegen ihren Willen durchgesetzt worden.

Leichter als die Vorrechte von Adel und Kirche zu beseitigen, fiel es den Fürsten, sich das Bürgertum dienstbar zu machen. Wo sie konnten, brachen sie die Autonomie der Städte, um sie mit ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit in den Staat zu integrieren. Das an einer weiträumigen Friedensordnung und an sozialen Aufstiegschancen in der Beamtenlaufbahn interessierte Bürgertum stellte tatsächlich – neben gewissen Adelskreisen – dem Herrscher die besten Kräfte beim Aufbau der souveränen Monarchie zur Verfügung. Da fanden sich genügend Bürgersöhne, die an den zahlreichen von Fürsten und Städten gegründeten Universitäten ihr juristisches Wissen erwarben, um dann – als Beamte, Räte und Richter, mit Titeln geziert, zur «noblesse de robe» erhoben – mit Fachkenntnis und Sachkompetenz dem Fürsten zu dienen. Nur mit Hilfe routinierter Kenner des römischen Rechts war eine rationale, zentrale Rechtspflege aufzuziehen, eine wohl funktionierende, exakt arbeitende, in Frankreich und Burgund nach Ressorts aufgegliederte Verwaltung, ein einträglicher Fiskalismus zu etablieren. Es scheint, daß unter dem Einfluß bürgerlicher Beamter auch ein rechnerisches und ökonomisches Denken die Koordinaten politischen Handelns stärker zu bestimmen begann, was bei den Städten längst der Fall war. Fürsten wurden selbst zu Unternehmern, beuteten Metallager und Salinen aus, kümmerten sich um den Bau von Brücken und Häfen, um die Sicherung der Handelswege, um die Beherrschung von Zugängen von Messe- und Umschlagplätzen. Dem auf internationale Verflechtung und Freiheit des Handels gerichteten Interesse der Kaufleute setzten die westlichen Könige bereits ein protektionistisches, wenn man will prämerkantilistisches Streben entgegen: so die spanischen, die englischen Herrscher, doch keiner mehr als Ludwig XI. Mit Erfolg zwang er einen Teil des internationalen Warenaustausches auf französischen Boden, indem er zugunsten seiner Lyoner Messe die Genfer ruinierte. Die Seidenfabriken in Tours und Lyon sollten die ökonomische Autarkie Frankreichs stützen helfen, den Münzabfluß verringern und die Fiskaleinnahmen erhöhen. An den letzteren waren die Könige und Landesherren immer noch am meisten interessiert – so sehr, daß deutsche Fürsten mit ihrer Zollpolitik den Handelsverkehr auf Wegen und Flüssen stark behinderten, wenn sie etwa am Rhein alle zwölf bis fünfzehn Kilometer Zollstätten errichteten.

Der Finanzbedarf des Hofes wie des Staates wuchs ins Gigantische. Summen verschlang die als «Staatsaktion» gemeinte, glanzvoll-zeremoniöse Hofhaltung, wozu Burgund nicht zuletzt jenen Fürsten das bestaunte Beispiel gab, die damit ihre zweifelhafte Legitimation kompensierten. Chronisten berichten von der bis zur Groteske gesteigerten verschwenderischen Phantasie, von dem märchenhaften Aufwand bei Krönungen, Einzügen, Heiraten und Totenfeierlichkeiten der Fürsten. Summen gingen an humanistisch oder scholastisch geschulte Staats- und Lobredner, an Künstler und Astrologen. All das unterhielt und diente zugleich der politischen Propaganda. Summen verzehrte die Diplomatie; der Auftritt fremder Gesandter war schon immer ein Imponierstück (es ist reizvoll zu beobachten, wie der Luzerner Schilling in seiner Bilderchronik es nie vergißt, die prunkenden Gewänder fremder Boten von der biedereren Tracht seiner Landsleute abzuheben). Der nervus rerum vermochte viel, wenn ihm auch die Ewige Richtung gerade nicht zu verdanken ist. Doch mehr als die Hälfte des Budgets beanspruchten die Militärausgaben, und das nicht nur deshalb, weil die Artillerie nun auch den Bewegungskrieg veränderte. Das alte Lehensaufgebot genügte nicht mehr, ein Volksheer aufzustellen, war mit den neuen Staatszielen kaum vereinbar und auch nicht praktikabel. Die Idee des stehenden Heeres gedieh nicht über Anfänge hinaus. So gehörte die Zeit dem kostspieligen Söldnerheer, dessen Dienst sich der Fürst oder die Republik durch Vertrag mit einem Kriegsunternehmer, einem Condottiere, oder den Söldnerlieferanten selbst, wie den Schweizer Kantonen, versicherte. Die aggressive Territorialpolitik des 14.–16. Jahrhunderts machte den mit Stich-, Schlag- und Feuerwaffen ausgerüsteten Söldner zum unentbehrlichen Machtinstrument.

Freilich standen die hier genannten Mittel nicht jedem Fürsten und nicht allen Staaten in gleichem Maße und vom selben Zeitpunkt an zur Verfügung. Nicht zu übersehen sind die sehr beträchtlichen Unterschiede zwischen den Großen und Kleinen, zwischen den westlichen Staaten und den östlichen, zwischen dem fortschrittlichen Frankreich zum Beispiel und den teils noch altväterischen deutschen Fürstenstaaten – oder der nirgends recht einzupassenden Eidgenossenschaft. Im grundsätzlichen Streben nach Vereinheitlichung und Konzentration der Staatsgewalt, in dem Willen, den gestuften Bau des Feudalstaates durch den institutionellen Flächenstaat zu ersetzen, in der rücksichtslosen territorialen Expansion, und der oft unbedenklichen

Anwendung gewaltsamer Mittel oder des diplomatischen Trickspiels gab es nur Varianten bei grundsätzlicher Identität der Zwecke. Diese Zwecke mit den absolutistischen gleichzusetzen, wäre trotzdem verfehlt. Noch mangelte die dazu nötige Kohärenz und Konsequenz der Politik. Die traditionellen wie die neugeweckten Gegenkräfte wirkten auf die Fürsten hemmend ein: die Stände – in unterschiedlichem Maß –, das Eigengewicht der Länder, das aufkeimende, für die Monarchen eher ambivalente Nationalgefühl, das sich neue Mythen schuf, und nicht zuletzt technische Unzulänglichkeiten. Dies alles trug dazu bei, daß noch weite Lebensgebiete vom Zugriff des Staates ausgespart blieben.

So spricht man für das Spätmittelalter mit französischen Forschern durchaus zu Recht von einer «monarchie administrative, bureaucratique, centralisée», einer «monarchie limitée» jedenfalls¹⁶, limitiert auch in dem Sinne, als noch kaum irgendwo langfristig Gültiges erreicht wurde. Ein vorzeitiger Tod, ein überraschender Erbgang konnte über Nacht alles wieder in Frage stellen, Koalitionen, Heiratspläne wechselte man wie das Hemd. Das Meiste schien noch offen, die Ziele wie die Grenzen der eigenen Möglichkeiten waren den überall mit verschiedenem Erfolg um ihre politische und verfassungsmäßige Gestaltung ringenden Völkern und Staaten kaum bewußt. Es mag sein, daß sich eine Solidarität der Fürsten abzuzeichnen begann; sie reichte jedoch nicht aus, um die Träger der Macht etwa zu einer gemeinsamen Abwehr der heranrückenden Türken zu bewegen. Wie in allen Lebensbereichen dieser Zwischenzeit trat auch im Politischen an Stelle des Ganzen der Teil, der sich umso machtvoller entfaltete, in raschem Schritt Altes beiseite schob und Neues gebar, und so das Terrain des die mittelalterliche Christenheit verdrängenden neuzeitlichen Europa vorbereitete.

¹⁶ BERNARD GUENÉE, *L'Occident aux XIVe et XVe siècles. Les Etats*, Nouvelle Clio 22, Paris 1971, p. 82.

